

Fortsetzung von Seite V1

La Réunion

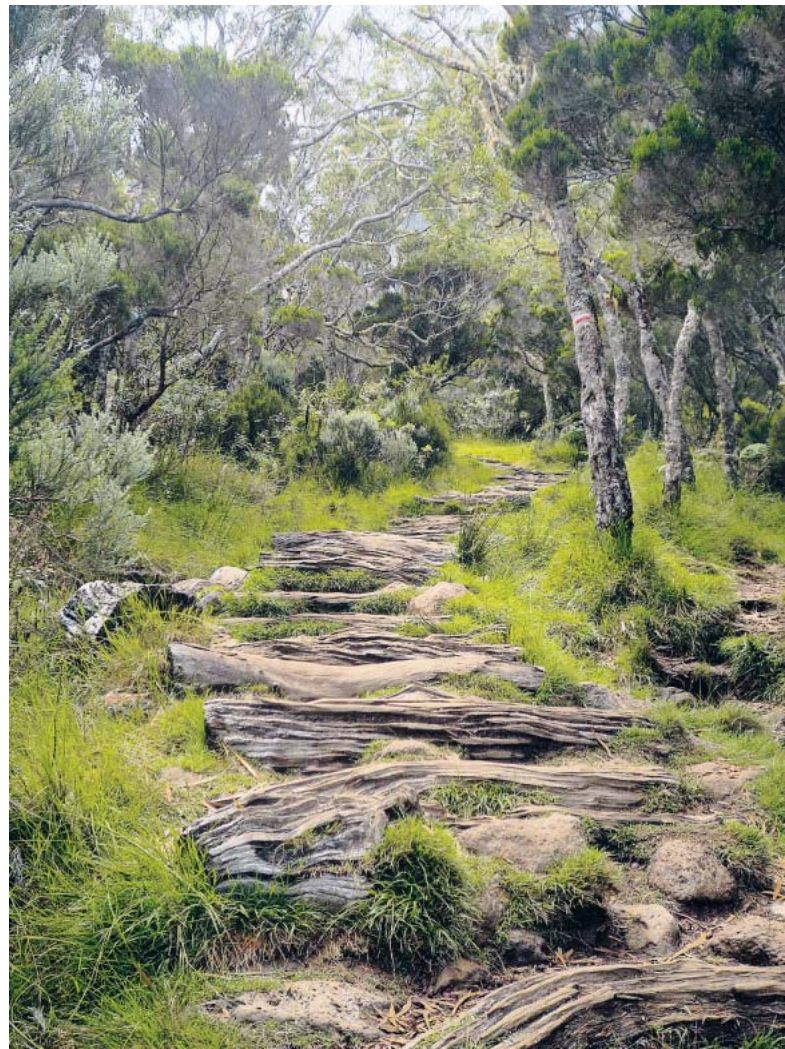
Nur sein Hubschrauber war schrottreif. Als er daher von einem Reporter gefragt wurde, wie er denn nun seiner Arbeit als Pilot nachgehen wolle, antwortete Bègue, er werde einfach den Helikopter seines Bruders fliegen – und da wusste man, dass man sich um den Wohlstand in Mafate keine Sorgen mehr machen musste.

Tatsächlich ist der Cirque de Mafate der einzige der drei Talkessel, dessen Einwohnerzahl in den vergangenen Jahren nicht gesunken, sondern gestiegen ist. Etwa eintausend Menschen leben hier. Während die Menschen den Cirque de Cilaos und den Cirque de Salazie mangels Perspektive verlassen, ist Mafate zum Nationalpark erklärt worden. Seitdem ist sehr streng geregelt, wer sich dort niederlassen darf. Auch über den Anbau von Obst und Gemüse wird gewacht, damit nicht jeder dasselbe aussät und von allem genug da ist: In den Gärten wachsen Mais, Bohnen, Salat, Tomaten und Süßkartoffeln, am Wegesrand finden sich Walderdbeeren, von den Bergen fließt in vielen Sturzflüssen frisches Wasser, und man kann, vor allem als Mensch, der hier nicht zu Hause ist, sehr gut verstehen, wieso die Leute aus Mafate nicht weg wollen. Wieso viele von ihnen zwar an der Küste arbeiten, aber an ihren freien Tagen wieder hinaufkommen; wieso das Mädchen aus La Nouvelle sagt, sie wolle nicht, dass eine Straße in das Tal gebaut wird; wieso sie sich nach einer Woche in der Stadt langweilt und findet, dass sich die dortigen Gespräche über Telefone, Autos

und Diskos irgendwann auch wiederholen. Und natürlich fragt man sich, während man durch diesen Talkessel wandert, wie das wohl sein mag, eine ganze Kindheit hier, fernab von allem zu verbringen. Und dann das erste Mal eine Stadt zu besuchen. Einen Flughafen zu sehen. Ein Flugzeug. Paris.

Es ist nicht viel, was den Reichtum Mafates ausmacht. Es wird nie viel sein. Die einzigen Touristen, die hierherkommen, sind Wanderer, die es schön finden, eine durch und durch intakte Natur zu erleben und in bescheidenen Unterkünften zu übernachten. Es darf einem nichts ausmachen, dass es um sieben Uhr dunkel wird und keine Straßenbeleuchtung für Helligkeit sorgt. Man darf die Stille nicht fürchten und nicht den Schweiß, den es kostet, sich fortzubewegen. Und weil Mafate in diesem Sinne anspruchsvoll ist, kommen immer nur so viele Besucher, dass seine Schönheit nicht bedroht ist, gleichzeitig aber doch genug, um den Bewohnern einen Wohlstand zu bringen, der größer ist als alles, was Mafate jemals erlebt hat.

La Réunion war immer eine der ärmsten Inseln im Indischen Ozean. Als die Franzosen vor dem Zweiten Weltkrieg kamen, um Soldaten zu rekrutieren, wie sie es in ihren nordafrikanischen Kolonien auch getan hatten, stießen sie auf eine Bevölkerung, die von Hunger und miserablen hygienischen Verhältnissen so ausgezehrt war, dass nur zwanzig Prozent der Männer für einen Kriegseinsatz überhaupt infrage kamen. Im Cirque de Mafate waren die Menschen durch die



Siebt aus wie das Auenland, ist aber echt: ein Wanderweg in Mafate. Foto: Ibo

Folgen jahrzehntelanger Inzucht zusätzlich geschwächt. Mit Hubschraubern brachte man ihnen damals Badezimmer aus Plastik und Sonnenkollektoren, damit sie fließendes warmes Wasser bekamen. Noch heute wird Strom mithilfe der Sonnenenergie produziert. Mittlerweile reicht es sogar für Fernseher, die Satellitenschüssel auf den bunten Wellblechdächern der Häuser zeugen davon.

Und so bricht man auf aus La Nouvelle und steigt den Berg wie-

der hinauf in das höhergelegene Marla. Man geht auf weichem Boden durch helle Wälder, bis nach anderthalb Stunden die zehn Häuser auftauchen, aus denen das Dorf besteht. Vor einer Herberge, deren Terrasse den Blick auf einen winzigen Fußballplatz freigibt, sitzt man dann und bestellt Cola. Zwei Dosen für fünf Euro – den Hubschrauberflug, der sie hierhertransportiert hat, zahlt man eben immer mit. Dann nimmt man den in Serpentina zurück zum Col du Bélier führenden Weg, staunt über das Heidekraut, das nicht knie-, sondern manns hoch wächst, über die roten Fuchsen, die von den Bäumen hängen, und den „tec-tec“ genannten Vogel, der die Wanderer begleitet, solange sie durch sein Revier marschieren.

Und am Abend, wenn es längst wieder dunkel geworden ist und man die kurvenreiche Straße durch den benachbarten Talkessel wieder hinabfährt, vorbei an Männern, die vor der Dorfbar noch ein paar Bier nehmen, vorbei an meterlangen Hecken aus blühenden, gelben Engelstropfen, an Wasserfällen, Baumfarn, Bambus und Maniokbäumen, nach einer kilometerlangen Fahrt durch diese urwaldartige Landschaft taucht plötzlich wieder der Ozean vor einem auf. Mit etwas Glück wirft der Mond einen schwachen Lichtkegel auf das Wasser, und man denkt: eine Insel, richtig. Das hatte man fast vergessen. Wie viele Möglichkeiten sie hat, weiß man erst jetzt.

Dem Himmel so nah

Grenzgang: Über das Recht auf Risiko in den Bergen

Auf einem Wanderweg um den Attersee stolperte vor drei Jahren ein Wanderer. Der Deutsche wog 115 Kilogramm, zu viel für das Brückengelände, gegen das er rumschielte. Der Mann brach sich den Knöchel. Der kleine Bergunfall hätte kaum Aufsehen erregt, aber seine Folgen sind weitreichend, denn es wurde ein Schuldiger gefunden. Nicht der Dicke oder seine vielleicht mangelnde Fitness, sondern der Bürgermeister der Gemeinde Unterach. Ihn verurteilte ein Gericht zur Zahlung von mehreren tausend Euro Strafe wegen fahrlässiger Körperverletzung – das Gemeindeoberhaupt, so die Begründung, sei für die Wegeerhaltung zuständig.

In zweiter Instanz wurde die Verurteilung aufgehoben, dennoch hat der Fall des Dicken eine Lawine losgetreten: Verhandelt wurde hier nicht um ein einzelner, kleiner Unfall, es geht seither überhaupt um das Selbstverständnis der Menschen in den Bergen. Denn offenbar stimmt da etwas nicht mehr im Verhältnis von Mensch und Natur, im Verhältnis von Risiko und Sicherheit.

„Vergessen Sie alpine Sicherheit! Stellen Sie sich dem Risiko!“, fordert die österreichische Bergwacht und argumentiert, dass Berge heutzutage eine Sicherheit suggerieren, die es im freien Gelände nicht gibt – obwohl sie mit fast städtischer Infrastruktur und modernster Technik ausgestattet sind, die wiederum Eigenverantwortung und den bewussten Umgang mit dem Risiko verwässern.

Robert Renzler ist beim Österreichischen Alpenverein für Rechtsfragen zuständig. „Eine Gesellschaft tut sich schwer mit dem Phänomen Bergsteigen“, sagt er, „wenn sie sich durchgängig auf Gefahrenminderung, Sicherheit und Verdrängung des Todes konzentriert.“ So sinnvoll es ist, mit immer besserer Ausrüstung in die Berge zu gehen, so leichtsinnig wäre es anzunehmen, das Draußen-Sein werde dadurch weniger riskant. Man fährt ja auch nicht schneller Auto, nur weil man angeknallt ist.

Und wenn dann doch etwas passiert, werden Schuld und Risiko auf andere abgewälzt. Der Mensch fällt zurück ins Kleinkindstadium, möchte an die Hand genommen und geführt werden und erkaufte sich damit die Hoffnung auf Sicherheit – es macht sich eine Art Neo-Paternalismus breit. Wer Verantwortung für sein Unterwegssein delegiert, gibt auch seine Freiheit für Entscheidungen ab. Wenn Wege gesperrt sind, muss ich mir nicht mehr überlegen, ob ich da gerne gehen würde. Wenn ein Lawinenunfall passiert und hinterher gefordert wird, ab einer gewissen Lawinenwarnstufe dürfe keiner mehr ins Gelände – das verleitet zum Umkehrschluss, bei niedrigerer Warnstufe sei es also sicher – ein fataler Trugschluss.

In die Wildnis

Doch zumeist wird die Bereitschaft zum Risiko verteuert. Ausführlich beschreibt das Jon Krakauer in seinem 2007 verfilmten Buch „Into the Wild“. Krakauer erzählt die Geschichte des jungen Chris McCandless, der in der Wildnis Alaskas starb. Man könnte die Bibel zitieren: Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. McCandless erntete postum Häme und Verachtung. Aber Krakauer dröselte auf, dass McCandless kein Hasardeur war, sondern einfach nur einen kleinen Fehler gemacht hatte, so wie andere einmal zu oft bei Rot über die Ampel gehen. Er hatte giftige Teile einer Pflanze gegessen, die nicht als toxisch bekannt war. Krakauer sinniert darüber, warum so viele ihn so sehr dafür verachten, „dass er hier an diesem Ort gestorben ist“. „Es ist alles andere als ungewöhnlich, wenn ein junger Mann nach etwas strebt, das die Erbschaft als leichtsinnig betrachten.“ McCandless habe die dem Menschen innewohnende Risikobereitschaft einfach bis zum Äußersten geführt, er wollte so intensiv wie irgend möglich leben, und er „hätt's beinahe hingekriegt“.

Gefahr und Risiko sind nicht gleichzusetzen. Der Publizist Frank Böckelmann unterscheidet in seinem Buch „Risiko, also bin ich“ folgendermaßen: Gefahr bezeichnet ein drohendes Unheil

durch kaum beeinflussbare Gewalt, Risiko hingegen ein Wagnis, „das wir bewusst und kalkuliert auf uns nehmen“. Mit Bergsteigen kennt sich Böckelmann allerdings nicht aus. Er polemisiert, einen Kletterer brächte konsequentes Risikomanagement um den Gewinn, entbunden zu sein von Erdschwere und Existenzangst. Dies sei nur zu erringen, wenn der Ausgang des Unternehmens offen ist. Das ist Unsinn.

Alpenvereine treten dafür ein, sich verantwortungsvoll dem Risiko zu stellen. Um das Thema zu diskutieren, traf sich der IMS, der International Mountain Summit, ein Verbund von Alpenvereinen, Bergrettern, Extremsportlern und Journalisten, und debattierte das „Recht auf Risiko“. Es wurde festgestellt, der Bergsport brauche nicht noch mehr Gesetze, die Bergwelt müsse auch in Zukunft frei zugänglich bleiben. Denn wie Renzler sagt: „Für die menschliche und gesellschaftliche Entwicklung ist die Sicht von Risiko als Chance und Wert unverzichtbar.“

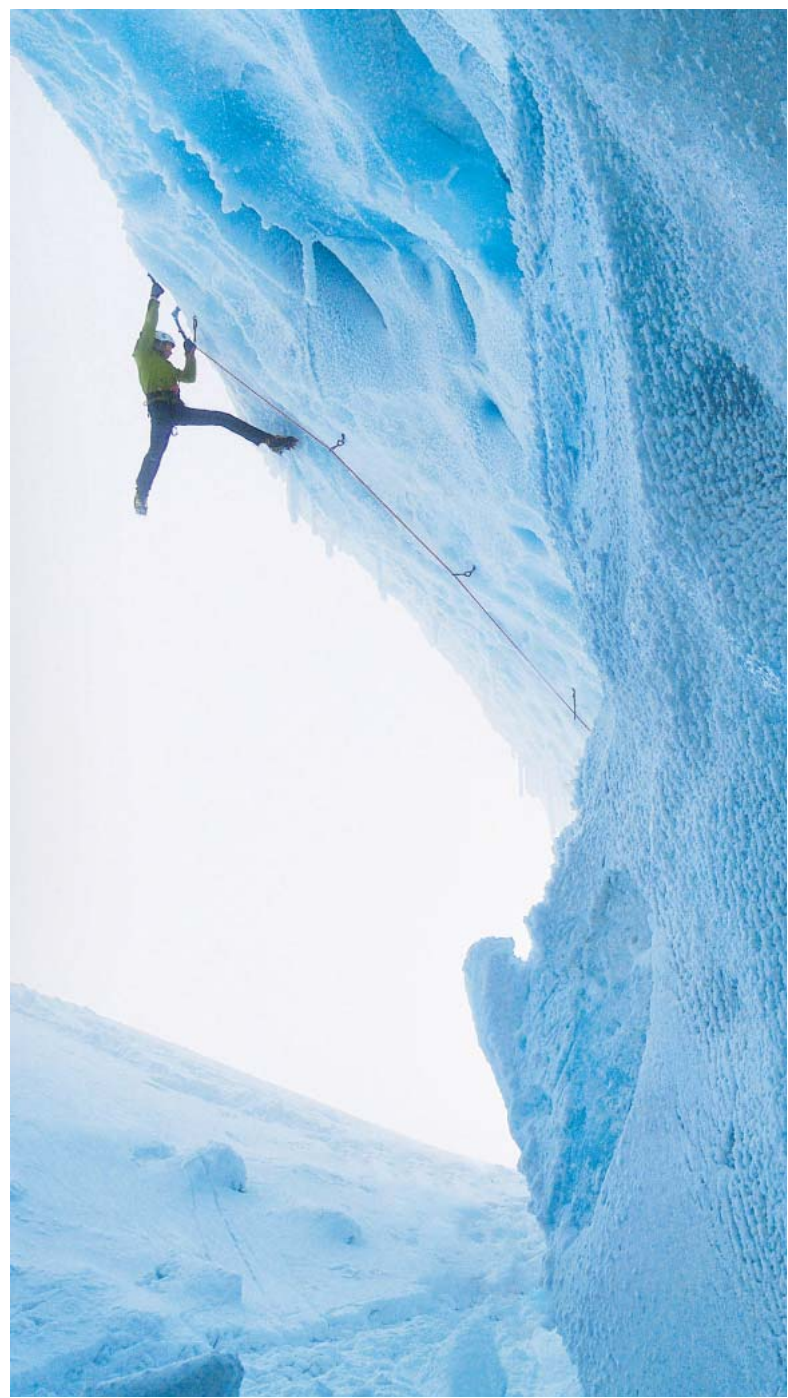
Dabei ist Risiko etwas Individuelles. Spektakuläre Fotos von Extremkletterern lösen – wenn nicht Bewunderung – meist Verständnislosigkeit aus. Den Protagonisten werden Verantwortungslosigkeit, Todessehnsucht und was nicht noch alles unterstellt. Doch in diesen Momenten sind die Kletterer auf der Höhe ihrer Leistung, ihrer Kraft und ihrer mentalen Stärke. Sie kalkulieren ihr Risiko kühl und

dem Menschen innewohnt. Was er vollbringen und wie er über sich hinauswachsen kann. Auch die Geschichte des Bergsteigers Aron Ralston wurde verfilmt und läuft derzeit in den deutschen Kinos. Ralston war „127 Hours“ – so der Filmtitel – in einer Felspalte eingeklemmt und konnte sich nur befreien, indem er selbst seinen Unterarm amputierte. Er arbeitet jetzt als Motivationstrainer.

In die Realität

Reinhold Messner nennt eines seiner zentralen Bücher, frei nach Hölderlin: „Die Freiheit, aufzubrechen, wohin ich will“. Er sei süchtig geworden, schon in der Jugend, nach diesen intensiven Erlebnissen am Berg: „In diesem Sommer war ich glücklich. Von Juni bis September, von morgens bis abends. Was ich genoss, war dieses Gefühl der Unsterblichkeit auf der Haut. Mit in Rissen verkeilten Fingern, tagelangen Eilmärschen, führte ich – oft an der Grenze des Machbaren – ein unbeschwertes Leben.“ Messner ist oft vorgeworfen worden, er flüchte vor der Realität. „Ich aber hatte vielmehr das Gefühl, in die Realität zu flüchten. Wenn ich da oben war, besonders in einer Grenzsituation, stand ich in der Mitte meines eigenen Lebens.“

Das Recht auf Risiko sollte niemandem abgesprochen werden, wenn es mit Verantwortungsbewusstsein eine Seilschaft bildet. Brennender Ehrgeiz sind auf Seiten der Bergsteiger so fehl am Plat-



Denn sie wissen, was sie tun: Eiskletterer haben ein Risikomanagement. Foto: Look

genau. Ob jeder Wanderer sein Risikomanagement genauso überlegt handhabt, darf dagegen bezweifelt werden.

Wenn in den Bergen etwas passiert, muss die Bergwacht ausrücken. Wie also sehen die Bergretter die Frage zum „Recht auf Risiko“? Für Roland Ampenberger von der Bergwacht Bayern ist das Bergsportrisiko nicht höher „als das allgemeine akzeptierte Lebensrisiko“. Aber einige wenige spektakuläre Unfälle würden die Wahrnehmung verschieben.

Ohne Risikobereitschaft käme die Menschheit nicht vom Fleck. Wäre Christoph Kolumbus nicht das irrwitzige Risiko eingegangen, über den Rand der Welt hinauszusegeln, wer weiß, wie sich die Weltgeschichte entwickelt hätte. Es stellt sich immer die Frage nach dem Sinn. Hat die Menschheit etwas davon, dass ein Südtiroler als Erster alle Achttausender ohne Sauerstoff bestiegen hat? Vielleicht zeugen solch egomanische und für sich sinnfreie Taten, welche Kraft

ze wie der Ruf nach strengeren Regeln derer, die dieses Recht für sich nicht in Anspruch nehmen wollen. Was ja wiederum deren gutes Recht ist, denn eine Pflicht zum Rausgehen, zum Risiko kann natürlich auch nicht eingefordert werden. Aber manche können eben nicht anders.

In letzter Konsequenz beinhaltet das Recht auf Risiko das individuelle Recht darauf, sein Leben zu verlieren, das Recht, beim Bergsteigen tödlich zu verunglücken. Das macht denen Angst, die zu Hause bleiben und befürchten müssen, zu Hinterbliebenen zu werden. Zum Überleben gehört Glück. Im Alltag und in den Bergen. Wer aber in den Bergen stirbt, dem wird Schuld zugeschoben und Häme hinterhergeschickt. Was hatten die dort verloren, die ihr Leben verloren haben? Doch sie haben dort, in den Bergen, in ihren Unternehmungen, die sie mit kalkuliertem Risiko angegangen sind, auch etwas gefunden: das Leben. BARBARA SCHAEFFER

Der Weg nach La Réunion

Anreise Es gibt keine Nonstopflüge von Deutschland nach La Réunion. Es empfiehlt sich daher, über Frankreich (Paris, Lyon, Marseille, Toulouse, Bordeaux, Nantes) oder Mauritius nach La Réunion zu fliegen, am besten mit Air France, Air Mauritius, Air Austral oder Corsair. Flüge kosten ab 900 Euro. Vor Ort ist es gut, ein Auto zu mieten, denn es gibt zwar öffentlichen Nahverkehr, die Busse verkehren aber nicht sehr häufig.

Übernachtung Die schönsten Strände liegen im Westen der Insel, rund um den Ort Saint-Gilles. Seit ein paar Monaten gibt es dort das erste Fünf-Sterne-Resort von La Réunion. Ein Doppelzimmer im „Grand Hôtel du Lagon“ (www.naiade.com) kostet, je nach Reisezeit, ab 240 Euro. Ein Aufenthalt lässt sich, kombiniert mit einem Flug, auch über deutsche Reiseveranstalter buchen (zum Beispiel: www.dertour.de, www.fti.de, www.tui.de), die Zimmerpreise sind dann meist günstiger.

Auf der ganzen Insel gibt es Hotels, Chambres d'hôtes (Pensionen) und Gîtes (einfache Wanderhütten) aller Preisklassen. Infos unter www.insel-la-reunion.com

Wandern Es gibt zahlreiche Wanderwege, die meist in sehr gutem Zustand und sehr gut ausgeschildert sind. Jean-Paul Carminat begleitet Wanderer und bietet geführte Ausflüge an, auch wer des Französischen nicht mächtig ist, kann viel von ihm über die Insel lernen. Er ist erreichbar unter jeanpaul.carminat@orange.fr. Es empfiehlt sich, Führer für Ausflüge nicht über die Hotels zu buchen, die gerne einen satten Aufpreis aufschlagen. Informationen auch hierzu unter www.insel-la-reunion.com oder beim Fremdenverkehrsamt von La Réunion in Frankfurt unter 0 69/97 59 04 94

Literatur Im Rother-Verlag ist ein Wanderführer von Walter Iwersen erschienen (3. Auflage 2011, 14,90 Euro). Der Dumont-Verlag wird sei-



nen derzeit vergriffenen La Réunion-Reiseführer demnächst in überarbeiteter Fassung wieder herausbringen.



Weltreisen leicht gemacht!

New York	ab € 439
Toronto	ab € 499
Mexiko Stadt	ab € 589
Nairobi	ab € 589
Mumbai	ab € 599

Jetzt bis 08.03. buchen!*

Mehr Angebote auf klm.de



Reisen, die inspirieren



Buchungszeitraum: Nordamerika bis 08.03.2011, *Afrika & Asien bis 17.03.2011. Reiseantritt: ab sofort bis 31.07.2011 (Nordamerika bis 10.04.2011). Die Preise sind gültig bei Buchung auf www.klm.de für einen Hin- und Rückflug ab Hamburg inkl. Verpflegung, Gepäckmitnahme, Steuern, Gebühren und Ticket Service Charge zzgl. 3 € Gebühr bei Zahlung mit Kreditkarte. Preisabweichungen möglich ab anderen Abflughäfen sowie bei Buchung im Reisebüro bzw. unter 01805 234 750 (0,16 €/Min. aus d. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.). Begrenztes Sitzplatzangebot, nicht umbuch- oder stornierbar. Ggf. in Zusammenarbeit mit unserem Partner Delta Air Lines. Weitere Bedingungen und Informationen auf www.klm.de. Stand: 15.02.2011.